

Ingrid Annel

JONNA IM LABYRINTH DER ZEIT

© Bertuch Verlag Weimar, 2021
www.bertuch-verlag.com
Alle Rechte vorbehalten.

Illustration und Umschlaggestaltung: Nadja Rümelin
Satz: Tina Romstedt

Druck und Herstellung: Buch- und Kunstdruckerei Keßler GmbH

ISBN 978-3-86397-144-1


Bertuch

Finde ich dich hier, Jakob? Seit Wochen suche ich dich, suche dein Gesicht, deine tiefdunklen Augen. In jeder freien Minute bin ich unterwegs, laufe kreuz und quer durch die Stadt, durch die verwinkelten Gassen. Suchst du auch nach mir? Oder hast du mich längst aus deinen Gedanken gestrichen?

Schon einmal habe ich so ausdauernd die Stadt durchstreift, auf der Suche nach meinem Vater. Habe ich ihn gefunden? Ich weiß es nicht, werde es vielleicht nie wissen. Aber das ist mir im Moment nicht wichtig. Du bist mir wichtig.

Du fehlst mir, Jakob. Fehlst mir so sehr, dass ich zerrissen bin zwischen den Zeiten. Zwischen der Zeit, die wir miteinander hatten, und der Zeit, die ich nun allein auf den Schultern mit mir schleppe. Ich möchte sie abwerfen, die Zeit, möchte sie luftdicht verpacken und einfrieren, bis ich mich endlich wieder im Dunkel deiner Augen verlieren kann und mich dort, auf ihrem Grund, wiederfinde.

Immer wieder tragen mich meine Füße hierher, von ganz allein, vor dieses schmale Fachwerkhaus. Hier hast du gewohnt. Letzten Monat noch. Und ich auch, oben in der winzigen Dachkammer. Vor fünfhundert Jahren.

Selten nur sehe ich jemanden hineingehen oder herauskommen. Aber niemand ist dabei, dem die Haare so unvergleichlich vors Gesicht fallen wie dir, sobald du dich über deine Arbeit gebeugt hast. Oder wenn du meinen fragenden

Blicken ausgewichen bist. Ein dichter Vorhang, hinter dem du zuweilen verschwunden warst.

Manchmal steht zufällig eins der Fenster offen. Ich sehe jemanden durchs Zimmer gehen. Aber du bist es nicht.

Jakob, hast du es geschafft, mir durch die Zeit zu folgen? Wenn ja, wo steckst du? Kann es sein, dass sie dich hier nicht wollten, in deinem Haus, im Haus deines Vaters? Muss ich dich in den Plattenbaugebieten suchen, an den südöstlichen und nördlichen Rändern der Stadt? Hast du dort Unterschlupf gefunden? Oder hast du dir in deiner Not einen Schlafplatz in einer abrisssreifen Baracke hinterm Bahnhof gesucht? Jakob, hast du überhaupt ein Bett gefunden? Hast du Geld, um dir Essen zu kaufen? Kommst du klar mit all den Dingen hier bei uns, die dir wahnsinnig fremd sein müssen? Autos, Ampeln, elektrischer Strom, Geldautomaten?

Ich würde dir so gern helfen. Ich werde nicht aufgeben, nach dir zu suchen. Auch wenn ich nicht weiß, ob es für dich überhaupt einen Weg hierher gab. Oder gibt. Hat sich die Tür ins Labyrinth unter dem Domberg noch einmal geöffnet? Ich habe sie nie wieder entdecken können.

Ob du es wohl akzeptieren könntest, dass meine Haare kürzer sind und ich keine bodenlangen Kleider mehr trage, sondern Jeans und T-Shirts?

Ich drehe am Ring, den du mir über den Finger gestreift hast, an jenem fernen Frühlingstag. Erinnerst du dich? Ich drehe an dem Ring, und eine unmögliche Hoffnung regt sich in mir, dies könnte ein magischer Ring sein. Auch wenn du ihn mir nur aus einem winzigen Stoffrest genäht hast und er inzwischen ringsum völlig ausgefranst ist. In unbeobachteten Momenten rutscht er mir vom Finger. Ich

muss aufpassen. Ich muss ihn hüten. Er ist die letzte Verbindung, die ich zu dir habe.

Ich drehe und drehe an dem Ring. Und nichts passiert. Die Sonne flirrt durch die Gasse. Ich muss weiter. Ich kann nicht stundenlang vor diesem Haus stehen und es beobachten. Auffälliger als ich hat wahrscheinlich noch nie jemand ein Haus belauert.

Gib mir ein Zeichen, Jakob, wo ich dich finde. In meiner *eigenen* Zeit. Im Jahr 2018.

Wo, verdammt noch mal, stecken denn ...“
 Ich hob die Briefumschläge hoch, die kleinen, die großen. Dann unseren Vorrat an Glückwunschkarten. Nichts. Ich zog das Schubfach so weit wie möglich heraus und suchte bis ganz hinten. Aber den gelben Umschlag, gefüllt mit Briefmarken, konnte ich nicht finden. Seltsam. Wo Ma doch sonst in ihrem Papierkram so auf Ordnung achtete.

Leicht genervt schob ich das Fach wieder zu und scannte mit schnellem Blick die Schreibtische von Ma und Ben. Den fast leeren Tisch von Ma, den mit Zeitschriften, Theaterprogrammen und Papierkram zugestapelten Tisch von Ben. Hatte einer der beiden den Umschlag auf seinem Schreibtisch liegengelassen? Blitzte irgendwo ein Zipfel Gelb heraus? Oder lag er in einem der Regale ringsum an den Wänden?

Einmal um die eigene Achse gedreht: nichts zu sehen. Zu blöd. Ich hatte nicht vor, ewig im Arbeitszimmer meiner Eltern herumzuschnüffeln und alle Schubfächer nach einer einzigen Briefmarke zu durchforsten. Ich wollte mir nur schnell eine nehmen, auf meinen Brief kleben und ihn zum Briefkasten bringen, ehe der abendliche Familienwahnsinn begann.

Genauer gesagt: Ich wollte ihn auf meinen *Liebesbrief* kleben. An Omilona, meine Großmutter Ilona. Als kleines Kind hatte ich ihr diesen Namen verpasst, und dabei war es bis heute geblieben.

Mit Omilona konnte ich telefonieren, wann immer ich wollte. Wir schrieben uns Mails oder schnell eine Nachricht, wenn es dringend war. Tag und Nacht war sie im Notfall für mich da, wenn mal wieder dicke Luft zu Hause herrschte und ich dringend eine Runde Familienkarussell aussetzen musste. Oder falls es nicht ausreichte, mich bei meiner liebsten Freundin Miri auszuheulen.

Abends konnte ich Omilona zu Hause anrufen, tagsüber war sie in ihrem Blumenladen zu erreichen. Meistens. Wenn sie nicht gerade unentschlossene Kunden beraten musste, die von der Auswahl ihrer wunderschönen Sträuße überfordert waren. Sonst hatte sie immer Zeit und ein offenes Ohr für mich.

Ganz anders als meine anderen Großeltern, die Eltern meiner Ma. Die waren streng und ernst, ein bisschen unnahbar.

Vor ein paar Jahren, als ich wieder mal meinen Kummer bei Omilona abgeladen und sie mich erfolgreich getröstet hatte, sagte sie: „Weißt du, Jonna, du meldest dich immer bei mir, wenn dich irgendwo eine Laus drückt oder dir ein Schuh über die Leber gelaufen ist. Immer, immer höre ich, was nicht klappt. Was du gern anders hättest. Was dir nicht gefällt. Schreib mir doch einmal im Monat einen Brief Gutes, Schönes, Liebes – einen Liebes-Brief. Schreib mir darin, was dir gelungen ist, worüber du dich besonders gefreut hast. Was dich gerade glücklich macht. Und das schreibst du mir richtig altmodisch in einem Brief. Mit der Hand, mit Briefumschlag. Und ich verspreche dir: Du bekommst postwendend einen Brief von mir zurück. Einmal im Monat – na?“

Das war unser Ritual, begonnen in der Zeit, als ich gerade mal die ersten Sätze schreiben konnte. Da war ich acht. Das Ritual hatte sich gehalten, bis heute. Und nun war ich vierzehn. Und sieben Monate, rund.

Eben hatte ich den Brief, an dem ich schon seit Tagen Stück für Stück schrieb, endlich abgeschlossen. Ein Monat war um, und ich wollte ihn schnell noch zum Briefkasten bringen. Mir fehlte nur eine Briefmarke. Eine einzige, kleine, blöde Briefmarke! In dem Schubfach, wo die Marken sonst immer lagen und wo ich mich bedienen konnte, wann immer ich eine brauchte, waren sie also nicht. Waren sie versehentlich in ein Schubfach darunter gerutscht?

Ich ging in die Hocke vor Mas Schreibtisch und zog das nächste Fach heraus. Das hätte mir aber auch eher einfallen können! Denn da leuchtete er mir entgegen, der schon etwas in die Jahre gekommene gelbe Umschlag.

Als ich ihn herausnahm, fiel mein Blick auf ein Buch, das direkt darunter lag. Ein schmales Buch, eher ein dickes Heft, mit dem Aufdruck *Stammbuch der Familie*.

Den Briefumschlag warf ich achtlos auf den Tisch, griff nach dem Buch und schlug es auf. Eine Ansammlung von lose eingeklebten Zetteln, eine Menge Kleingedrucktes zu Beginn. Beglaubigte Abschriften, Behördenkram.

Ich blätterte weiter und fand die Heiratsurkunde meiner Eltern. Wann hatten sie eigentlich geheiratet? Irgendwie war das nie Thema gewesen, ich hatte auch nie danach gefragt. Schnell suchte ich nach dem Datum und stellte fest, dass ich bei der Hochzeit dabei gewesen sein musste. Da war ich knapp drei Jahre alt.

Gab es in meinen Erinnerungen irgendwelche Blitzlicht-Aufnahmen von einem Hochzeitsfest? Ma in einem traumhaft schönen weißen Kleid, Ben in einem seiner unvermeidlichen Leinenanzüge, ich in einem Kleid mit Rüschen und Schleifen? Vielleicht sogar als Streuengel und hingebungsvoll damit beschäftigt, Blümchen auf den Weg zu werfen und damit dem Brautpaar den Weg zum Standesamt zu verschönern? Hatte ich jemals Fotos davon gesehen?

Bei nächster Gelegenheit musste ich unbedingt danach fragen. Denn erinnern konnte ich mich nicht. Eher an gemeinsame Ausflüge, als ich schon etwas größer war. An unsere erste Reise an die Ostsee, mit nichts als einem Zelt und Luftmatratzen. Sofort war dieses Gefühl wieder da: mit nackten Füßen über heißen Sand zu laufen. Wahrscheinlich war das meine allerfrüheste Erinnerung: nackte Füße auf heißem Sand.

Ich blätterte weiter. Es folgten die Geburtsurkunden meiner Brüder. Der eine geboren am 13. Juli 2013, der andere am 14. Juli 2013. Zwillinge, mit wenigen Minuten Abstand auf die Welt gekommen, und dennoch an zwei Tagen. Geburtstag feierten sie aber gemeinsam, mal am 13. und mal am 14. Sie gehörten ja auch zusammen wie Schlump und Latsch, wie Pech und Schwefel.

Und wo steckte meine Geburtsurkunde? Ich blätterte weiter. Da! Alles in Ordnung. Mutter Annegret, Vater Ben. Registernummer, Stempel, Unterschrift. Nur komisch, dass sie erst nach den Urkunden der Zwillinge einsortiert war. Ma war doch sonst in allem so schrecklich überkorrekt.

Egal. Noch immer folgten etliche Blätter. Leere Seiten. Weitere Geburtsurkunden. Für weitere Geschwister? Muss-te echt nicht sein, zwei Brüder waren genug. Sterbeurkunden. Nein, lieber nicht. Hastig blätterte ich weiter.

Adoptionsbeschluss.

Adoptionsbeschluss?

Was? Was hatte das zu bedeu... Mein Blick flog über die Zeilen.

Ich erstarrte. Und zugleich begann sich alles um mich zu drehen. Die Wörter auf dem Papier fraßen sich sekunden-schnell in mein Gehirn, fraßen jeden anderen Gedanken weg. Mir wurde schlecht. Speiübel. Mir war, als hätte jemand mit einem Hammer auf eine riesige Glocke direkt über mir geschlagen. Ein Scheppern und Dröhnen, das durch meinen Körper jagte, in immer neuen Wellen. Vor allem durch den Magen.

Ich.

War.

Adoptiert.

Ma war meine Mutter, Ben hatte mich adoptiert. Kurz nach ihrer Hochzeit. – Ben war nicht mein Vater? War er deshalb von Anfang an nicht Papa oder Paps für mich gewesen, sondern einfach nur Ben? Warum wusste ich nichts von der Adoption? Aber wer war dann mein Vater? Stand das auch irgendwo?

Mit fliegenden Händen blätterte ich das Buch von vorne nach hinten und von hinten nach vorn durch. Nirgendwo ein Hinweis.

Irgendjemand musste doch, verdammt noch mal, mein Vater sein! Warum stand er nicht hier? Hatte er keinen Namen?

Wieso hatten sie mich vierzehn Jahre lang in dem Glauben gelassen, Ben wäre mein Vater? Gab es noch mehr Geheimnisse, die sie vor mir versteckt hielten? Noch einmal blätterte ich sämtliche Papiere im Buch durch. Eine Postkarte fiel heraus. Eine Postkarte meines Vaters?

Doch die Karte war leer, nichts stand darauf. Kein Hinweis. Ich drehte sie um, schaute mir das Bild an. Eine Kunstpostkarte. Das Gemälde kannte ich, ich hatte es schon mal gesehen, konnte mich aber nur dunkel erinnern. War das im Museum? Möglich. Ein paar düstere Gestalten darauf, mittelalterlich gekleidet. Ein Feuer, aus dessen Rauch sich ein grässlicher Dämon emporwand.

Sehr merkwürdig. Was hatte die Karte in diesem Buch verloren? Ich schob sie ins Buch zurück. Sie half mir nicht weiter.

Von jetzt auf gleich war ich nicht mehr die, für die ich mich mein Leben lang gehalten hatte. Ich war nicht die Tochter meines ... Vaters. Das Wort passte nicht mehr. Nichts passte mehr. Nichts.

Ich legte das Buch auf den Schreibtisch meiner Mutter, schön sichtbar in die Mitte. Sollte sie doch wissen, dass ich es nun wusste! Sollte sie doch wissen, dass mir klargeworden war, dass sie mich mein Leben lang belogen hatte!

Aber warum? Warum?

Was sollte ich jetzt noch mit einer Briefmarke? Was sollte dieser Brief mit den schönen Momenten, die ich in den vergangenen Tagen erlebt hatte? Wertlose Momente, völlig ohne Bedeutung. Weg damit! Ich zerriss meinen Brief in tausend kleine Schnipsel. Immer kleiner und kleiner. Griff noch mal nach jedem Stückchen, riss weiter und übersäte Mas Schreibtisch mit Schnipsel-Konfetti. Eine hübsche Deko rings um dieses grässliche Buch.

Dann schleppte ich mich über den langen Flur in Richtung meines Zimmers, vorbei am großen Spiegel. Nein, ich wollte mich jetzt nicht sehen. Ich wollte nicht wissen, wer mich da anschaute. Das war doch eh nur die Hülle. Aber wer war ich wirklich – in mir drin?

Ein endlos langer Fußmarsch, wie durch knietiefen Schnee. Die Kälte kroch in mich, fror mich ein, ließ mich mit den Zähnen klappern. Endlich war ich in meinem Zimmer angelangt, drehte mit letzter Kraft den Schlüssel herum, warf mich aufs Bett und presste mein Gesicht tief ins Kopfkissen. Doch da war kein Trost zu finden. Ich warf mich hin und her und überlegte, Miri anzurufen. Wie ferngesteuert griff ich nach meinem Handy.

Aber was sollte ich ihr erzählen? Ich hatte nur graue Watte im Kopf, ein einziges, großes, verfitztes Durcheinander. Ein Dschungel voller Fragezeichen. Warum? Wer? Wieso? Seit wann? Warum? Warum? Ich schaltete das Handy stumm und ließ es neben mich fallen.

Nach einer Weile hörte ich den Schlüssel in der Wohnungstür, gleich darauf polterten die Zwillinge in den Flur, etwas fiel zu Boden, meine Mutter rief: „Jonna! Jonna, hilf mir bitte mal beim Auspacken!“

Ich reagierte nicht.

„Jonna? Bist du da?“

Nein, ich war nicht da. Ich war ganz weit weg. Weg von Leuten, die mir jahrelang die Wahrheit verschwiegen hatten.

„Jonna?“

Ma klopfte an meine Tür. Ich antwortete nicht. Vorsichtig drückte sie die Klinke herunter. Zum Glück hatte ich abgeschlossen.

„Jonna? Was ist los?“, fragte sie, schon etwas leiser.

Das ist meine Frage, wollte ich ihr entgegenschleudern. Aber ich biss mir auf die Zunge. Jedes Wort wäre jetzt eins zu viel. Ich wollte ihr keine Brücke bauen, durch die verschlossene Tür hindurch. Hätte ich erst einmal damit begonnen, würde sie so lange Worte, Bitten und Fragen über diese Brücke schieben, bis ich irgendwann doch herauskam. Nein, nein, nein! Darauf konnte sie lange warten. Ich war weg.

Erstaunlich, wie schnell sie aufgab. Sie musste sich um die Zwillinge kümmern. Ich hörte, wie sie den beiden zuflüsterte: „Seid leise! Jonna schläft.“ Dann schickte sie die zwei ins Bad, trug die Einkäufe in die Küche und räumte sie in den Kühlschrank. Bald wurden Teller auf den großen Esstisch gestellt. Ging das nicht ein bisschen leiser? Es hätte ja sein können, dass ich wirklich schlief.

Kurze Zeit später klopfte Ma noch einmal an der Tür, mit kleinen, hastigen Klopfen. Leise und mit Panik in der Stimme fragte sie: „Jonna? Ist alles in Ordnung mit dir?“

Sie musste inzwischen im Arbeitszimmer gewesen sein und das Stilleben auf ihrem Schreibtisch entdeckt haben: den gelben Umschlag, das Familien-Buch und meinen zerschnipselten Brief. Dachte sie, ich hätte mir deswegen eine Ladung Schlaftabletten reingepfiffen? Oder die Pulsadern aufgesäubelt? Ich hatte ja nicht mal die Kraft gehabt, über so etwas nachzudenken.

„Jonna, was ist mit dir? Kann ich dir helfen?“

Sie würde keine Ruhe geben und womöglich die Tür aufbrechen lassen, wenn ich nicht antwortete. Aber ich wollte nicht antworten. Konnte nicht. Es gab keine Antwort. Um sie loszuwerden, hustete ich ein bisschen.

Nach dem Essen forderte Elisabeth mich auf, ihr zu folgen. Wir stiegen die Treppe hinauf, bis unters Dach. Dort öffnete sie eine niedrige, leicht schief hängende Tür und sagte: „Das ist deine Kammer.“

Schon stapfte sie die Stufen wieder hinunter und ließ mich allein mit dem Schock: Hinter dieser Tür befand sich ein winziger Verschlag, gegen den jede normale Kammer fast schon ein Tanzsaal war. Hier sollte ich wohnen? In dieser schmalen Buchte unter der Dachschräge? Ein Fenster, so klein, dass es die Bezeichnung Fenster nicht verdiente, zumal man von dort aus nichts sehen konnte als die Wand des Nachbarhauses. Ein Bett, eine kleine Truhe, ein Schemel. *Das soll mein neues Zuhause sein? Nein, nein, nein!*

Nun heulte ich doch. Und redete mir zu: Es ist nur für kurze Zeit. Bald bin ich wieder weg. Es ist nur für kurz. Bald finde ich den Weg.

In die Truhe packte ich meine Tasche und meine Klammotten, die ich aus dem anderen Jahrhundert mitgebracht hatte. Mir blieben nur die Sachen, die ich auf dem Leib trug und die ich so bald wie möglich der Wirtin vom *Schwarzen Löwen* zurückbringen sollte. Und meine Unterwäsche.

Ich brauchte dringend neue Unterwäsche. Also fasste ich mir ein Herz, stieg hinab in die Küche zu Elisabeth und fragte, ob sie mir ein bisschen Geld geben könnte,

ich müsste mir ein paar neue Pantys kaufen. Und wo es die denn gäbe.

„Penti...was?“, fragte Elisabeth.

„Na, Slips.“

Elisabeth wartete mit ratlosem Gesicht auf weitere Erklärungen.

„Schlüpfer“, schob ich nach. *So ein altmodisches Tanten-Wort!* Elisabeth verstand auch das nicht.

„Unterhosen“, versuchte ich. Das klang nun eher nach Großvater-Großraum-Buxen.

„Unterhosen?“, fragte Elisabeth verwundert. „Wozu brauchst du Unterhosen? Männer haben die Hosen an. Aber Weiber doch nicht! Das wäre ja eine völlig verkehrte Welt. Außerdem ...“ Sie druckste einen Moment herum, ehe sie leise mahnend fortfuhr: „Außerdem muss Luft an deine unteren Teile. Die Luft muss das Unreine von ihnen forttragen. Sonst verfaulen sie.“

Mir klappte die Kinnlade runter. Was war das denn für ein abgedrehter Blödsinn? Wieder musste ich mich zusammenreißen und das aufsteigende Lachen unterdrücken.

Zu Elisabeth sagte ich nur: „Aha.“

Keine Pantys, keine Slips.

Nähen konnte ich mir auch keine, elastische Stoffe waren offensichtlich noch nicht erfunden. Was ich in ein paar Tagen anstellen sollte, an meinen paar Tagen, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Aber das wollte ich jetzt nicht fragen.

„Und was ist im Winter, wenn es kalt ist?“, wagte ich einen weiteren Versuch. „Dann sind Unterhosen doch sehr hilfreich.“